Einführung

„Immer Allein“

Ein Essay über den Traum von der Wüste

Wer bin ich? Was möchte ich erreichen? Wen vermisse ich?

Meine Seele zerfällt langsam von innen, weil ich schon so lange von der Wüste getrennt lebe. Ich ertrage es nicht mehr, über den Fluch zu sprechen, der auf meiner Kindheit lag – diesen schrecklichen Bürgerkrieg, den ich nur mit Müh und Not überlebt habe. Es fällt mir schwer, über jegliche Form von Krieg zu sprechen, oder überhaupt über Unangenehmes, das das Leben der Menschen zerstört. Schon vor vielen Jahren habe ich beschlossen, nicht zu viel über den Tod zu reden. Er ist unvorhersehbar und unausweichlich. Er kommt und geht, und darüber haben wir praktisch keine Kontrolle. Das war schon immer so.

Stattdessen möchte ich über die Wüste sprechen, über die Natur, die Tiere und die Menschen, die dort leben. Ich träume oft von ihr, von ihrem Geruch, ihrem Geist und ihrer Seele. In den letzten sieben Jahren spürte ich ein großes Verlangen danach, meine Familie und mein Heimatland Somalia wiederzusehen. Aber der Großteil meiner Familie ist längst von dort verschwunden, und Somalia ist heute fast unsichtbar, als existiere es nicht länger auf der Weltkarte. Ich spürte immer das Verlangen, zurückzukehren, die liebgewonnenen Menschen und die geliebte Landschaft noch einmal wiederzusehen, bevor ich sterbe. Inzwischen jedoch lasse ich diesen Wunsch Stück für Stück los. Wie kehrt man an

einen Ort zurück, der nicht länger auf die Weise existiert, wie man sich an ihn erinnert?

Aber wenn ich es könnte, würde ich in jedem Fall meinen Vater besuchen wollen und noch einmal das nomadische Dasein erleben. Wenn ich ihn draußen im Busch besuchte, war es immer völlig anders als mein Leben in der Stadt mit meiner Mutter. Je mehr ich heute darüber nachdenke, desto mehr fasziniert mich das nomadische Leben. Ich war immer stolz auf meinen Vater, weil er trotz der Mühen am traditionellen nomadischen Lebensstil festhielt. An meine Ferien bei meinem Vater erinnere ich mich noch heute als eine wundervolle Zeit, in der ich nicht von anderen Leuten kontrolliert wurde, in der ich absolute Freiheit genoss, alles zu tun, was ich wollte, und so zu leben, wie ich es mir wünschte. Viele der Tiere, von denen ich dort umgeben war, vermisse ich sehr, vor allem die Giraffen, Zebras, Strauße und Kamele. Immer, wenn ich ihn besuchen kam, schlachtete er ein Tier, zum Beispiel ein Kamel, und dann gab es ein großes Fest mit Tänzen, an dem das ganze kleine nomadische Dorf teilnahm. Als Teenager träumte ich manchmal, ich würde ein anderes Leben leben, eins als wunderschönes Nomadenmädchen. Das nomadisierende Dasein kam mir damals so stark und real vor. Das tut es noch heute.

Am schönsten, in der Wüste bei meinem Vater zu sein, war es während der Regenzeit. Dann war die Wüste nicht karg und trostlos, sondern voller Leben. In der Regenzeit war es dort grün und üppig, bis die Sonne die Farben wieder wegbrannte. In der Wüste gab es so viel zu entdecken und zu lernen. Dort gibt es keine überlieferten Regeln oder Pflichten, keine Vorurteile, weder Hass noch Rache oder Verurteilung. Die Natur ist wandelbar und

doch größtenteils sicher. Nomaden leben in ihr frei, führen ein echtes Leben, von dem die meisten Leute nur träumen. Die Frage ist: Was ist für jeden einzelnen individuellen Menschen ein echtes Leben?

Einer meiner großen Träume als Teenager war, einen gutaussehenden, netten jungen Nomaden kennenzulernen und mich mitten im Busch zu verlieben. Wir würden uns auf den ersten Blick in einander verlieben, und unsere Liebe würde so stark sein, dass er mir schon kurz danach einen Antrag machen würde. Nach der Brautwerbung würde er versprechen, dass er alles, was er besaß, dafür hergeben würde, um mich heiraten zu dürfen. Ich erinnere mich noch, wie dieser Tagtraum immer und immer wieder in meinem Kopf ablief. Ich war zwar ein Mädchen, das in einer Großstadt lebte und wie andere somalische Mädchen aus der Stadt in den 1980ern auf die Highschool ging, dennoch träumte ich oft von diesem geisterhaften Dasein – dem Leben als Nomadenmädchen.

Jetzt, da ich alleine neben einem lodernden Sommerlagerfeuer auf Lolland, einer Insel Dänemarks, sitze, denke ich zurück an die Feuer in der Wüste, stelle mir vor, ich könnte sehen und hören, wie eine Gruppe Nomaden voller Freude um ihr eigenes Feuer tanzt. Wenn ich mich hier auf Lolland umschaue, sehe ich wunderschöne offene Felder, flach und grün, und in der Ferne geht gerade die Sonne unter. Trotz dieser Schönheit kann ich nicht vergessen, wie sehr ich dieses andere Leben vermisse, dieses andere Land: die somalische Wüste.

Dort ist der Horizont endlos. Die Wüste hat ihre eigene Geschichte, ihren eigenen Charme und eine unsterbliche Seele. Jede Nacht sehe ich vor meinem geistigen Auge die Wüste, dieses verlorene Land, das Teil meiner Kindheit war. Jetzt ist es lediglich

ein Teil meiner Träume, ein ferner, unerreichbarer Ort, den ich nur noch in meiner Fantasie erreichen kann. Für mich war die Wüste immer Quelle der Inspiration, eine Zuflucht, in die ich mit Hilfe meiner Erinnerungen zurückkehre. Hier auf Lolland kann ich den Geruch der roten Erde, den Duft der Akazienbäume und des Indischen Ozeans mit seinem tiefblauen Salzwasser nicht wahrnehmen. Dennoch erinnere ich mich noch an die kleinsten Details: die flammend roten Sonnenuntergänge, die riesigen Sandbänke, die leuchtend grünen Berge, die abertausend Sterne am Nachthimmel. Ich höre das Brüllen der Löwen und das zufriedene Kauen der Kamele in der Dunkelheit. Diese Erinnerungen kann auch die Schönheit von Lolland nicht auslöschen.

An einem Nachmittag vor nicht allzu langer Zeit rief mich einer meiner Cousins an, um mir zu sagen, dass mein Vater krank sei und möglicherweise nicht mehr lange zu leben habe. Deshalb hatte er meinen Cousin gebeten, mich anzurufen. Mein Cousin meinte, ich solle schnellstmöglich nach Somalia kommen, wenn ich meinen Vater noch einmal sehen wolle, bevor er starb. Ich habe meinen Vater seit 1986 nicht mehr gesehen. Er lebte damals als Nomade und tut es heute noch. Wenn ich bei ihm war, feierten wir keine Geburtstage, weil wir nicht wussten, welcher Tag gerade war, oder auch nur, welcher Monat. Uns war es einfach egal. Wir dachten nicht über das Alter nach, oder über unser Aussehen. Inzwischen habe ich gelernt, dass man, je mehr man über das eigene Aussehen und über das Alter nachdenkt, umso schneller alt wird. Als Nomade redet man nicht über das Alter, nicht darüber, wie alt man selbst ist oder wie alt man nach dem nächsten Geburtstag sein wird – man lebt einfach sein Leben und lässt die Jahre vorbeiziehen.

Mein Vater hat ein langes, gutes Leben geführt. Ich habe immer davon geträumt, ihn noch einmal zu sehen, bevor er stirbt, aber leider geht das nicht. In Somalia wütet immer noch ein Bürgerkrieg, und die islamistische Terrororganisation Al-Shabaab ist dort aktiv. Weil ich mit einem Dänen verheiratet bin und mein Nachname jetzt Schmidt lautet, würden mein Mann und ich als Ungläubige betrachtet und damit potenzielle Ziele für Terroristen werden. Ich bin jetzt seit dreißig Jahren in Europa im Exil, und so sehr ich mich auch danach sehne, in mein Heimatland zurückzukehren, es ist mir nicht mehr möglich. Für den Rest meines Lebens trage ich den Schmerz und die Trauer in mir, dass ich nicht in das Land meiner Kindheit zurückkehren kann. Somalia und meinen Vater kann ich nur in meinen Träumen und Erinnerungen besuchen … und in den Geschichten, die ich von ihnen erzähle.

Die ersten Jahre meiner Kindheit

Als ich sieben Jahre alt war, kam ich in die erste Klasse einer Schule in Mogadischu, Somalia. Schon als Kind wusste ich, dass alle Somalier verschiedenen Clans angehörten. Doch in der Schule lernten wir als Allererstes, dass es uns verboten war zu verraten, zu welchem Clan wir gehörten. Es gibt drei große Clans in Somalia: die Darod, die Isaaq und die Hawiye. Dazu kommen drei kleinere Clans: die Dir, die Digil und die Rahanweyn. Alle Clans unterteilen sich in Unterclans. Ich gehörte zu den Marehan, einem Unterclan der Darod, aber das durfte ich niemandem gegenüber zugeben.

In Somalia werden Mädchen beschnitten, wenn sie noch sehr jung sind. Die meisten Mädchen in meinem Alter hatten die Prozedur bereits über sich ergehen lassen müssen, als sie in die Schule kamen. In den Pausen verschwanden oft gleich mehrere Mädchen auf die Toilette, um sich gegenseitig ihre verstümmelten Genitalien zu zeigen. Manchmal stimmten sie sogar darüber ab, welche die hübscheste Beschneidung hatte. Einige meiner Klassenkameradinnen hatten die umfangreichste Form der Beschneidung erfahren: Ihre Vaginalöffnungen waren zugenäht worden, nur ein kleines Loch wurde offen gelassen, um Urin und Menstruationsblut hindurchzulassen. Für sie war Urinieren nicht nur eine schwierige, sondern auch schmerzhafte Prozedur. Manchmal mussten sie eine halbe Stunde auf der Toilette verbringen, um ihre Blase zu entleeren. Trotz der Schmerzen waren sie jedoch froh, beschnitten worden zu sein. So waren sie genau wie alle anderen Mädchen in Somalia.

Ich hielt mich so oft wie möglich von den Toiletten fern, weil ich nicht wollte, dass die anderen Mädchen mein beschämendes

Geheimnis erfuhren: dass ich noch nicht beschnitten worden war. Ich hatte Angst, dass sie mich schikanieren würden, wenn sie es herausbekämen. Wenn wir einen Schulausflug zum Meer machten, um Schwimmen zu lernen, behielt ich meinen Schlüpfer an, obwohl die anderen Mädchen nackt schwammen und badeten. Mich störte der Stoff sehr. Am liebsten hätte ich mich wie alle anderen nackt und frei in die Wellen geworfen – aber ich hatte zu viel Angst, dass jemand bemerken würde, dass ich nicht beschnitten war.

Je älter ich wurde, desto neugieriger und ungeduldiger wurde ich, was die Beschneidung anging. Eines Tages fragte ich meine Cousine Sofie, die zwölf und beschnitten war, ob ich ihre Genitalien sehen könne. Wir versteckten uns neben dem Schulhof hinter ein paar Häusern. Zu Anfang gab Sofie nicht nach. Sie sagte, sie wolle mir gar nichts zeigen. Doch ich bettelte weiter, und schließlich zog sie ihre Sachen aus und entblößte ihre Genitalregion. Ich war total erstaunt, weil ich nichts außer einer Naht und einer kleinen Öffnung sehen konnte, hinter der ihre Vagina lag. Alles andere war weg. Ich kniff die Augen zusammen, traute mich aber nicht, näher heranzugehen. „Wo sind sie?", fragte ich. Traurig und beschämt presste Sofie ihre Beine zusammen, zog ihren Schlüpfer wieder an und stand auf. „Ich will nicht mehr darüber reden", sagte sie.

Ich wollte sie nicht noch weiter blamieren, aber gleichzeitig hatte ich das brennende Verlangen, mehr zu erfahren. „Wie pinkelst du?", fragte ich sie.

Sie sah weg, und im ersten Moment dachte ich, sie würde mir nicht antworten oder anfangen zu weinen und wegrennen. „Das Loch ist zum Pinkeln da, und für die Menstruation, und um Babys zu kriegen." Es klang, als würde sie etwas wiederholen, das man ihr

gesagt hatte. „Ich rede nicht gerne darüber."
Ihr Tonfall und der Schmerz, der sich auf ihrem Gesicht abzeichnete, begannen mir Angst zu machen. „Hat es wehgetan?", fragte ich flüsternd. „Die Beschneidung?"
„Ja. Ich habe ziemlich viel geblutet." Sie wandte den Kopf und sah mir direkt in die Augen. „Lass dich niemals beschneiden."
Eine meiner Schulfreundinnen hieß Maryan. Sie war dünn und rabenschwarz. Ihre Mutter war Ärztin in einer Klinik in der Stadt und Geschichtsprofessorin an der örtlichen Universität. Maryan war ein Einzelkind, sagte nicht viel, war spießig und immer ein bisschen traurig. Trotzdem war sie die Schlauste in der Klasse. Sie las alles, egal ob Kinderbuch oder Frauenmagazin, während der Rest von uns kaum jemals irgendetwas las. Irgendwann fragte ich Maryan, ob ich ihre Genitalien sehen könne. Die Frage schien sie nicht zu stören. Wir waren uns einig, dass die Schultoilette zu kalt und feucht war, also gingen wir zu einem versteckten kleinen Plätzchen ganz hinten auf dem Schulhof. „Das Ganze war ziemlich fies", gab sie ehrlich zu, nachdem wir fertig waren. „Du musst dich weigern, dich beschneiden zu lassen."
Das klang ganz ähnlich wie Sofies Geschichte. Ich versuchte, mir die Prozedur selbst vorzustellen, aber es gelang mir nicht. Ich verstand nicht, warum Mädchen beschnitten wurden, wenn es ihnen so viel Angst machte und so sehr wehtat. Doch als ich endlich meinen Mut zusammennahm und meine Mutter fragte, wie sich eine Beschneidung anfühlt, sagte sie nur mit einem Stirnrunzeln: „Es tut weh, aber davon stirbt man nicht gleich."
Ich war mir nicht sicher, ob ich ihr glauben konnte. Meine Mutter war keine freundliche oder gar liebevolle Frau, und ich traute ihr nicht. Sie war mit neun Brüdern aufgewachsen und ihr Vater

hatte sie kaum beachtet. Diese Erfahrung hatte sie hart werden lassen. Mir gegenüber war sie oft streng, kalt und distanziert. Uns allen gegenüber – meinen beiden großen Brüdern Rush und Wali und meiner Schwester Diina genauso wie mir – verhielt sie sich aggressiv, schrie uns oft an und schlug uns grundlos.

Eines Tages nahm meine Mutter mich beiseite und erklärte, sie habe für die Sommerferien meine Beschneidung arrangiert. Wir würden ins etwa zwölf Stunden entfernte Baardheere fahren, wo ich zusammen mit drei anderen Mädchen beschnitten werden würde. Eine „erfahrene" Frau würde die Prozedur durchführen. Meine ältere Schwester Diina würde mitkommen und wir würden das Ganze zu einem Familienausflug machen. Meine Mutter war von meinem Vater geschieden. Für den Ausflug bekam sie von ihrer Arbeit als Büroangestellte bei der Meeresbehörde frei. Je näher der Tag meiner Beschneidung rückte, desto unsicherer wurde ich, wie ich dazu stand. Auf der einen Seite freute ich mich darauf, weil ich dann endlich aufhören konnte, meinen Körper zu verstecken, und mich normal fühlen, genau wie alle anderen. Auf der anderen Seite hatte ich Angst vor dem Eingriff und vor den Schmerzen, von denen Sofie und Maryan mir erzählt hatten. „Lass dich nicht beschneiden" – ihre Worte gingen mir im Kopf herum wie eine Warnung.

Schließlich begannen die Sommerferien und der Tag kam, an dem wir nach Baardheere fahren sollten. Ich war unruhig und hatte eine dunkle Vorahnung. Das Auto rumpelte über die Straße und Diina lachte und neckte mich, aber ich blieb stumm. Irgendwann schloss ich die Augen und tat so, als würde ich schlafen – doch mein Verstand war in Aufruhr. Zum Mittagessen machten wir in einem netten Restaurant Halt, aber mein Magen war vor lauter Sorge völlig verkrampft und ich brachte nichts runter.

Meine Mutter warf mir mehrmals einen Blick zu und machte sich gar nicht erst die Mühe, ihre Gereiztheit zu verbergen. „Wie fühlst du dich, Qaali?“, fragte sie.

„Mir geht’s gut.“

„Du isst gar nichts.“

„Ich bin einfach müde“, erwiderte ich.

Die Nacht verbrachten wir in einem schmuddeligen Hotel in Baidoa, einer Grenzregion zwischen Somalia und Äthiopien. Die Leute in Baidoa – die meisten waren Nomaden – kleideten sich anders als die meisten Somalier. Sie trugen meist makellose weiße Sachen und ließen ihre Haare zu einem dicken, buschigen Afro wachsen. Die Hotelangestellten sprachen einen Dialekt, den wir kaum verstanden. Dadurch fühlte ich mich nur noch unwohler. Als meine Mutter, Diina und ich eine der Straßen in Baidoa hinunterfuhren, starrten uns gleich mehrere Leute an und machten sogar Fotos von uns. Ich war wirklich froh, als wir Baidoa am nächsten Morgen wieder verließen.

Schließlich kamen wir in Baardheere an. Es war gerade Regenzeit, deshalb war alles – Büsche, Sträucher, Obstbäume – grün und üppig. Meine Mutter warnte Diina und mich, nicht im Fluss zu schwimmen, weil es zu viele Krokodile hatte, die schon viele Leute unter Wasser gezerrt und gefressen hatten – vor allem Kinder. Das Haus meines Großvaters stand leer, deshalb würden wir darin wohnen, solange wir in Baardheere waren. Dort würde auch meine Beschneidung stattfinden.

Am nächsten Tag fuhren wir in ein kleines Dorf in der Nähe, das von großen Feldern umgeben war, auf denen vornübergebeugt Leute arbeiteten. Unter einem großen Baum stand eine Herde Elefanten, ganz in der Nähe sah ich Zebras und mehrere große Aasgeier saßen

auf den Ästen eines anderen Baumes. „Wen besuchen wir denn?“, fragte ich meine Mutter.
Sie erklärte mir, dass die Dame, die mich beschneiden würde, dort lebte und sie mit ihr reden müsse.
„Warum müssen Mädchen eigentlich beschnitten werden?“, wagte ich, sie zu fragen.
Wann immer ich das Thema Beschneidung anschnitt, versteifte sie sich und ihr Gesicht wurde kalt und wütend. „Weil das Teil unserer Tradition und unserer Kultur ist“, sagte sie.
„Aber warum?“
„Stell nicht so viele Fragen.“ Ihr Gesichtsausdruck machte klar, dass sie nicht auf mich hören wollte. Bevor sie mich schlagen konnte, hielt ich lieber den Mund.
Nachdem wir schon eine Woche in Baardheere waren, tauchte die Dame, die mich beschneiden sollte, im Haus meines Großvaters auf. Sie war eine ältere Frau und sah aus wie eine gruslige Hexe. Auf einem Auge war sie blind, es war komplett weiß. Mit ihren langen verfilzten grauen Haaren und ihrem Gesicht voller tief eingeschnittener Falten sah sie richtig unheimlich aus. Sie trug ein langes dreckiges schwarzes Kleid und roch nach Sauerteig. Den ganzen Besuch über lächelte sie nicht ein einziges Mal. Ich hatte eine Heidenangst vor ihr.
Ich eilte zu meiner Mutter hinüber, die gerade ein frisches Tischtuch auf den Tisch im Esszimmer aufzog. „Ich will mich lieber doch nicht beschneiden lassen, Mama“, sagte ich. „Ich hab mich umentschieden.“
„Hör auf damit!“, schalt sie mich, während sie die Falten aus dem Stoff strich. „Du bist ein starkes Mädchen. Sag so etwas nicht.“

Schließlich kamen die anderen drei Mädchen mit ihren Müttern und den übrigen weiblichen Familienmitgliedern zu uns. Eine nach der anderen verschwand im Esszimmer. Die Beschneidungen dauerten jeweils mindestens zwei Stunden, und jedes Mädchen schrie und schluchzte, bis ihre Stimmen ganz rau und heißer waren, total verängstigt. Auch wenn ich mit meiner Mutter draußen stand, konnte ich die Schreie hören. Die sengende Sonne brannte unbarmherzig auf mich nieder, aber ich hatte viel zu viel Angst, um sie zu spüren. In meinem Kopf schwirrte alles durcheinander. Zweimal riss ich mich von meiner Mutter los und versuchte, ins Dorf zurückzurennen, wo Diina bei einer Verwandten untergebracht war, aber jedes Mal wurde ich geschnappt und daran gehindert. Schließlich packte meine Mutter meine Hand in einem eisernen, schmerzhaften Griff und weigerte sich loszulassen. Wir saßen unter einem Baum, der zumindest etwas Schatten spendete, und warteten darauf, dass ich an der Reihe war. Ich versuchte, die Schreie der Mädchen auszublenden, aber es gelang mir nicht. Jeder Schrei tat mir so weh, dass ich das Gefühl hatte, mir würde selbst ins Fleisch geschnitten. Mehr als einmal schrie ich mit ihnen, und unsere Stimmen vermischten sich zu einem kollektiven Aufheulen. Ich bettelte meine Mutter an, dem ein Ende zu setzen. Noch war es nicht zu spät, wieder zu gehen. Aber meine Mutter ignorierte mein Bitten und Betteln, genauso wie meine Schreie. Sie starrte in die Ferne und beachtete mich kaum. Sie wollte die Sache einfach nur hinter sich bringen.

Als ich schließlich an der Reihe war und das Esszimmer betrat, sah ich Blut auf dem Boden, und auch das Tischtuch war vollgespritzt damit. Die Frau mit dem weißen Auge saß auf einem Stuhl hatte die blutverschmierten Hände im Schoß liegen. Auch die

anderen beiden Frauen, die dafür bezahlt wurden, der alten Hexerin zu helfen und mich während der Prozedur festzuhalten, waren voller Blut. Ich starrte sie an, aber sie erwiderten den Blick nicht. Sie waren genauso kalt und distanziert wie meine Mutter. Ein Teil von mir wollte auf der Stelle kehrtmachen und aus dem Haus rennen, aber ich wusste, dass meine Mutter mich erwischen würde, und sonst gab es niemanden, der mir helfen konnte. Ich war umgeben von Frauen, darunter meine eigene Mutter, und doch war ich vollkommen allein.

Schüchtern und gehorsam legte ich mich auf den Esstisch, während die Frauen der Hexenlady auf die Füße halfen und sie zum Tisch hinüberführten. Dann hielten sie meine Beine fest, meine Mutter meine Arme. Eine Betäubung erhielt ich nicht. Die Hexenlady mit dem weißen Auge ragte mit einer Rasierklinge in der Hand über mir auf.

Ich hörte, wie die Klinge in mein Fleisch eindrang, und schrie auf und versuchte, mich loszureißen, aber meine Mutter und die anderen beiden Frauen hielten mich eisern fest. „Mama, bitte!“, schluchzte ich. „Mach, dass sie aufhört!“

Aber meine Mutter unternahm nichts. Mit glasigen Augen verstärkte sie ihren Griff nur noch, um meine panisch herumfliegenden Arme niederzuhalten. Die Hexenfrau fuhr derweil fort, mich zu beschneiden. Irgendwann erreichte ich vor lauter Stress und Schmerz den Punkt, an dem alles taub wurde. Die Welt um mich herum schien sich einfach aufzulösen. Nichts fühlte sich mehr real an.

Als die Hexenfrau endlich fertig war, vernähte sie die Wunden. Dann wurden meine Beine mit Stoffstreifen von der Hüfte bis zu den Knöcheln zusammengebunden, damit ich nicht herumlaufen und

wieder anfangen konnte zu bluten. Vier Tage lang musste ich mit zusammengebundenen Beinen daliegen, danach durfte ich aufstehen, meine Beine blieben aber weitere acht Tage bis zu den Knien eingeschnürt. Was mit den anderen Mädchen geschehen ist, die am selben Tag beschnitten wurden, weiß ich nicht. Ich vermute, sie sind mit ihren Müttern nach Hause zurückgekehrt.

Meine Mutter und die anderen Frauen legten mich in einem kleinen Zimmer im Haus meines Großvaters ab. Ich lag auf einer Decke auf dem Boden, über mir ein Zelt. Die Hexenlady mit dem weißen Auge sagte, ich müsse die ersten vier Tage alleine schlafen, still liegen bleiben und dürfe mich nicht bewegen. Von all dem Schreien und Weinen war ich so erschöpft, dass ich gegen Mittag einschlief. Um sieben abends brachte meine Mutter mir etwas zu essen. Ich begann zu weinen. Warum hatte sie mir nicht geholfen, als ich sie darum gebeten hatte? Warum war sie nie für mich da, wenn ich sie brauchte? Indem sie auf die Hexenfrau hörte anstatt auf mich, hatte sie mich verraten.

Ich war so wütend, so verletzt, dass ich mehrere Tage lang weder aß noch trank. Ab und zu kam meine Mutter in das dunkle Zimmer und brachte ein Gefäß mit, in das ich pinkeln sollte, aber ich schüttelte trotzig den Kopf und weigerte mich. Ich wollte nicht pinkeln, weil ich Angst vor den Schmerzen hatte. Während ich in dem Zimmer lag, durfte ich auch nicht baden. Meine Mutter sah ich nur, wenn sie kam, um mir etwas zu essen zu bringen oder mir zu sagen, ich solle meine Zähne putzen. Den Rest der Zeit lag ich den ganzen Tag und die ganze Nacht auf dem Boden, verängstigt und einsam. Manchmal fühlte ich mich ganz schwach und mir war übel, aber niemand kam, um mich zu trösten. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus, und meine Mutter hielt das Gefäß unter

mich, während ich in einem langen, schmerzvollen Strahl urinierte.

Nach fünf Tagen kam die böse Hexenfrau zurück, um nach mir zu sehen. Ich blutete mehr, als normal gewesen wäre, und meine Mutter machte sich langsam Sorgen. Ich war so wütend auf die Hexenlady und hatte gleichzeitig so viel Angst vor ihr, dass ich anfing zu zittern und schließlich in Ohnmacht fiel. Als ich wieder zu mir kam, packte ich meine Mutter an der Hand und schrie: „Mama, hilf mir! Mach, dass sie mich in Ruhe lässt!"

Meine Mutter versuchte, mich zu beruhigen: „Qaali, sie will doch nur nachsehen, wie es deinen Genitalien geht."

Die Hexenlady starrte schweigend auf mich herab, während ich schluchzte. Ich war nur ein weiteres gesichtsloses, verängstigtes Mädchen.

Als ich mich wieder einigermaßen unter Kontrolle hatte, spreizte sie mir die Beine und begann mit ihrer Untersuchung. Ihren Mund umspielte ein seltsames Lächeln, während sie an mir herumdrückte und -piekste. Sie ging nicht gerade sanft mit mir um. Es war offensichtlich, dass ich ihr völlig egal war, genauso wie alle Mädchen, an denen sie operierte. Ob sie womöglich sogar Spaß daran hatte, Mädchen in die Genitalien zu schneiden und sie vor Entsetzen schreien zu hören? Die Hexenlady erklärte meiner Mutter, dass sich die Wunde entzündet hatte, weil die Naht durch mein zu heftiges Urinieren „aufgegangen" war. Sie schlug vor, dass die Naht in ein paar Wochen erneuert werden sollte, damit meine Genitalien in der Zwischenzeit heilen konnten. Und sie empfahl meiner Mutter eine Behandlung für die Zwischenzeit: Sie sollte ein Loch graben und es mit Blättern füllen. Zweimal am Tag sollte ich mich darüber hocken, während die Blätter darin

verbrannten. Dadurch sollte die Entzündung zurückgehen. Und damit ging die Hexenlady einfach davon, oder auch nur ein weiteres Wort an meine Mutter oder mich zu richten.

Meine Mutter hielt sich an den Vorschlag, aber der Rauch half überhaupt nicht. Wann immer er zwischen meinen Beinen aufstieg und auf den empfindlichen Bereich um die frische Beschneidung traf, wurde es mir nur noch unangenehmer und ich bekam noch mehr Angst. Mit jedem Tag wurde ich kränker. Inzwischen brachte ich nichts mehr herunter, war immer müde und mir war schlecht. Dann fing mein Bauch an anzuschwellen.

Zehn Tage später kam ich ins Krankenhaus in Baardheere und bekam Medikamente gegen die Infektion. Der Arzt sagte, ich müsse dort bleiben, bis die Schmerzen weg seien und ich wieder ohne Probleme urinieren könne. Das dauerte einen ganzen Monat. Meine Familie wurde zunehmend unruhig und machte sich Sorgen. Diina war enttäuscht, dass ihre Sommerferien ruiniert waren. Meine Mutter bereute, dass sie mich zu der alten Frau im Busch gebracht hatte, um die Beschneidung durchzuführen, statt in ein Krankenhaus in der Stadt. Die Hexenfrau hatte zu viel weggeschnitten, und dann auch noch völlig falsch. Später gestand mir meine Mutter, dass sie Angst gehabt hatte, mich zu verlieren. Ich erinnerte sie nicht daran, dass sie mir mal gesagt hatte, von einer Beschneidung würden Mädchen schon nicht sterben. Nach ein paar Monaten, nachdem wir nach Mogadischu zurückgekehrt waren, wurde ich in einer Privatklinik wieder zusammengenäht.

Die Beschneidung hat einen tiefgreifenden Einfluss auf mein Leben gehabt. Über die Jahre habe ich deswegen mit verschiedenen Problemen zu kämpfen gehabt, bis in mein Erwachsenenleben hinein. Ich habe zum Beispiel immer noch enorme Schmerzen, wenn ich

menstruiere. Auch die Geburt meiner Kinder stellte mich vor große Herausforderungen. Jedes Mal mussten die Ärzte mich aufschneiden und meine Kinder per Kaiserschnitt auf die Welt bringen. Es hat lange gedauert, bis ich mich davon erholt hatte. Trotzdem hatte ich mehr Glück als viele Somali-Mädchen, die dank stümperhafter Beschneidungen noch viel größere Probleme hatten. Einige sind durch Infektionen oder aufgrund des Blutverlusts gestorben. Viele sind unfruchtbar geworden, und nicht wenige haben als Erwachsene ein schlechtes oder sogar schmerzhaftes Sexleben. Und ja, manche beschnittene Frauen sind während der Geburt ihrer Kinder verblutet.

Auch wenn die Beschneidungsrate unter den dänisch-somalischen Mädchen inzwischen deutlich zurückgegangen ist, gibt es immer noch dänisch-somalische Eltern, die an den alten Traditionen der Somali festhalten und darauf bestehen, dass ihre Töchter beschnitten werden. Kürzlich besuchte ich eine Feier der *Somalian Women's Association* in Kopenhagen, und dort diskutierten wir auch das Thema Beschneidung. Die meisten der Frauen dort waren sich einig, dass sie helfen wollten, die Welt von dieser überholten, barbarischen Tradition zu befreien. Leider ist die Beschneidungsrate bei jungen Mädchen in Somalia so hoch wie eh und je. Dort werden sie immer noch genauso durchgeführt wie damals, als ich selbst noch ein junges Mädchen war: unter unhygienischen Bedingungen und durchgeführt von einer alten Buschfrau mit einer Klinge.